

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

12 Fortsetzung.

„Rein,“ sagte der andere. „Erst der heutige Tag brachte die Abwesenheit Voigts und seiner Wirtin und damit die Absichtlichkeit der unauffälligen und gründlichen Durchsuchung seiner Wohnung. Allerdings glaubte ich bestimmt, noch vor Eröffnung der Verhandlung zur Stelle sein zu können. Trotzdem ich mir schon für den zeitigen Vormittag ein Auto nach Finkenichlag bestellte, war es mir leider unmöglich.“

„Mit wem haben wir übrigens das Vergnügen?“ fragte der Vorsitzende.

„Detektiv Ostheim, Herr Landgerichtsdirektor.“

„Ah — Sie sind Ostheim,“ sagte der Vorsitzende. „Manches Gute gehört, freue mich, Sie kennenzulernen. — Bitte, meine Herren, wollen wir nicht hier eintreten?“ — Er öffnete das Beratunaszimmer und ging voran.

Ostheim erläuterte Bericht: „Ich bin im Auftrage des Herrn Sohr durch Herrn Kaden in dieser Sache bestellt worden,“ begann er. „Als erster Hofmeister war ich pro forma auf dem Kadenschon Gut tätig, als zweiter wurde Voigt wieder angenommen. Ich habe mich sofort mit ihm angefreundet und im Laufe weniger Tage schon die Überzeugung gewonnen, daß er kein einwandfreier Mensch ist. Herr Kaden unterrichtete mich über Voigts Vorleben, insbesondere über seine Betrügereien und Durchstechereien. Ich bin den Dingen nachgegangen und fand jede einzelne Angabe bestätigt. Auch die Tatsache ist richtig, daß Sohr nur durch einen Vorhieb verhindern konnte, Kadenschon Weizen an Halm zu verkaufen und sich dabei die Hände zu waschen. — Sie sehen sich unwillig an, meine Herren, die Angelegenheit ist wohl gar nicht zur Sprache gekommen?“

„Rein,“ antwortete der Vorsitzende.

„Ich habe mir gestattet, jeden einzelnen Punkt zu fixieren. Sie finden einen ausführlichen Schriftsatz in der Mappe. — Das Feuer ist vom Garten, also von der Rückfront aus angelegt worden. Der Täter hat zwei Balken im ersten Stockwerk angebohrt. Da die Mauern noch nicht eingerissen werden konnten oder durften, stehen die Balken noch, eine Augenheineinnahme ist also gegeben. Den verwendeten Zentrumsbohrer fand ich in Voigts Wohnung. Die in der Mappe befindlichen Nachschlüssel ebenfalls. Sie passen zu Hinzelmanns Garten und Haustür.“

„Sehr schön,“ sagte der Vorsitzende, „das sind aber immer noch keine überzeugenden Beweise,“ und war eben dabei, den Bohrer der Mappe zu entnehmen.

Da mahnte Ostheim: „Bitte, recht vorsichtig, Herr Direktor. Am Holzriff befinden sich nämlich ganz prachtvolle Handabdrücke. Es wäre schade, wenn die überzeugenden Beweise verwischt würden.“

Lächelnd bemerkte der Staatsanwalt: „Ist denn Voigt schon daktyloskopisch photographiert worden?“

„Das nicht, Herr Staatsanwalt. Er hat es aber selbst deklariert. Und ein Wunder ist es zu nennen, daß die Photographie noch vorhanden und wohl erhalten ist.“

Die Herren sahen sich erstaunt an und Ostheim fuhr fort: „Würden Herr Direktor mir die eine kleine Skizze gestatten, die dem Schriftsatz beigelegt ist?“

„Bitte, Herr Ostheim.“

Der nahm sie in Empfang und breitete sie auf dem Tische aus. „Darf ich erklären, meine Herren,“ sagte er. „So also sieht die Brandstätte aus. Das ist die Rückfront, das die Hofseite. Hier ist der Ausgang zum Boden, der übrigens zur Zeit der Tat verriegelt war. Die Tür ist mit einer Art eingeschlagen worden. Das ganze Gebäude war Lehm- und Ziegelschiffbau. Das hier sind die zwei durchbohrten Balken. Das Schwarzkraffierte zwischen den beiden Balken ist ein Stück Lehmwand. — Am Tage vor der Tat hat es geregnet, der Lehm war am Tage der Tat noch feucht und angeweicht. Derselbe Mensch nun, meine Herren, der diesen Bohrer, den ich unter einem Schranke in Voigts Wohnzimmern fand, in der Hand gehabt hat, hat auf diesem Stückchen Wand hier seine Hand photographiert. Der Eindruck ist ungewöhnlich

klar sichtbar. Beide Hände sind identisch und beide gehören sie Herrn Voigt, der die Freundlichkeit hatte, mir seinen Handabdruck gelegentlich eines Gespräches über Verbrecher-identifizierung zur Verfügung zu stellen.“

„Nette Bemerkung hätte das geben können, Herr Staatsanwalt,“ wendete sich der Vorsitzende an diesen, „wenn die Unterbrechung nicht gekommen wäre.“

„So schon Bemerkung genug,“ sagte Völter.

„Gar nicht! Sie haben ja noch keinen Antrag gestellt. Davor hat sie das famose Mädel in Schwarz bewahrt. Ich beobachtete sie übrigens schon während der ganzen Verhandlungsdauer.“

„Ich auch, Herr Direktor.“

Der Vorsitzende rechte sich in den Schultern und sah nach der Uhr: „Die zehn Minuten sind um, meine Herren. Zur Sache! Vertagung auf unbestimmte Zeit? — Einverstanden?“

„Ein allgemeines „Zamohl“ antwortete, nur der Verteidiger sagte: „Aber Haftentlassung, Herr Direktor.“

„Sofortige?“

„Ich würde den Antrag stellen.“

„Das halte ich aus taktischen Gründen für unrichtig. Immerhin können Sie Ihrem Mandanten erklären, daß seine Entlassung in ein oder zwei Stunden erfolgen würde. — Voigt behalten wir natürlich da. — Herr Ostheim ist wohl so freundlich sein Beweismaterial Herrn Oberstaatsanwalt Schwertfeger zu überbringen und ihm Bericht zu erstatten. Zimmer 21, Herr Ostheim. — Bitte zu bestellen, ich würde in fünf Minuten zugegen sein.“

Ostheim ging den Korridor entlang. Vor dem Zeugenzimmer stand Kaden. „Alles alright!“ rief er ihm zu und schritt weiter. Mit verbissenem Gesichte blinzte ihm Kaden nach. Was kümmerte ihn das jetzt. Ein Schuft war Sohr ja doch!

Die übrigen Herren betreten den Saal. Alle nahmen sie ihre Plätze ein und der Vorsitzende begann. „Wegen weiterer sich nötig machender Erhebungen wird die Verhandlung auf unbestimmte Zeit vertagt. Der Angeklagte bleibt vorläufig in Haft und der Zeuge Voigt ist wegen einer Sonderbefragung auf Zimmer 21 vorzuführen.“

Damit war der Termin zu Ende. Der Raum leerte sich. Gestützt von seinem Wärter wandte Sohr aus dem Saale.

Als er an Kaden vorbeikom, sah er ihn müde und verloren an. Wie ein Sterbender, dachte Kaden und konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Warum haben Sie uns das getan, Sohr?“

Der aber antwortete tonlos, als koste es ihm das letzte bißchen Lebenskraft: „Ich — habe — Euch — nichts — getan,“ und wandte weiter.

Da trat aus einem Seitengange Fräulein Kerst auf Kaden zu.

„Er spricht die Wahrheit, Herr Kaden. Sie dürfen ihm glauben.“ — Das sagte sie in ihrer einfachen schlichten Art und deshalb so überzeugend, daß ein Zweifel unmöglich war. Und Kaden kam das Ungeheuerliche zum Bewußtsein. „Dann hätten Sie ja einen —“, er konnte das Wort nicht aussprechen.

Fräulein Kerst nickte. „Ja, das hätte ich getan für ihn und — eine andere.“

„Mit dieser Hand,“ sagte Kaden und drückte seine Lippen auf ihre Rechte. In seinen sonst so kalten grauen Augen schimmerte es feucht. Sie waren voller Glanz. Tausend goldene Sternchen blinkten in den Tränen, die in ihnen aufstiegen. — „Doch Sie diesen Verdacht von ihm nahmen und mich auf meine alten Tage noch an Opfermut und Seelengröße glauben lassen, das — das danke ich Ihnen bis — bis in den Tod.“

Und er küßte Margarets Hand zum andern Male.

„Wir tuen, was wir müssen, Herr Kaden. Schuldig vor unserem Gotte werden wir nur dann, wenn wir es nicht tun. Der Menschen Urteil und des Gesetzes Strafe hält ich zu tragen gewohnt. Ich konnte nicht anders.“

„Und nun, Fräulein Kerst?“

„Möchte ich Sie bitten, mich zu Frau Kaden zu führen.“ — Ein paar Worte nur. — Bitte!“

Schweigend öffnete Kaden die Tür zum Zeugenzimmer. Auf einer Bank sah die Herrin von Finkenichlag, die Hände vor dem Gesicht und weinte. Immer wieder flüsterte der judende Mund: „Mein junges Glück — mein junges Glück.“

Da trat Margaret leise zu ihr hin und legte die Hand auf ihre Schulter. — „Es wird Ihnen — das Glück.“

Frau Kaden richtete sich auf, und als sie die Frau vor sich sah, die ihr dieses Glück zerklüftet, standen Angst und Entsetzen vor neuem Furchtbaren in ihren Zügen. Ein Wortes war sie nicht fähig.

„Ich habe Ihre Liebe gesehen, gnädige Frau — und seine auch,“ sagte Fräulein Kerst, „und habe sie als wahr empfunden müssen. Schon früher, schon immer, nur habe ich die Augen zugemacht.“

„Ich wollte sie nicht sehen, heute mußte ich es. — Ich bin Ihnen gegenüber schuldig geworden, nicht so, gnädige Frau, wie Sie denken — ich neidete Ihnen die Liebe, ich suchte ihn, ich stellte mich absichtlich zwischen Sie und ihn, ich glaubte und hoffte — und horrte! Heute nun wollte ich meine Schuld an Sie und auch an ihn abtragen. Nehmen Sie es als Geschehen hin. Bei meinem Vater, zu dem ich gehe, will ich täglich für Sie beten. — Nur eine Bitte noch, Frau Kaden, habe ich an Sie. Wenn Sie mir die erfüllen möchten —“

„Ich will.“

„Diesen Ring, Frau Kaden — noch meine Mutter schenkte ihn mir — soll er mir zum Andenken neben dem Ihren tragen. Ich kann und darf ihn ja nicht noch einmal sprechen, den ich —.“ Ihre Stimme verlagte. Sie wendete sich ab.

Frau Kaden hielt den Ring in der Hand. Ein Sonnenstrahl huschte über den dunkelroten Rubin, der im Lichte war wie ein Tropfen hellen Blutes.

„Wenn er den meinen nimmt,“ sagte sie leise, „soll auch der Ihre an seinem Finger sein.“

Mit einem schluchzenden „Dank“ ging Fräulein Kerst hinaus.

„Ich kann Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, verehrte Herrschaften, daß mein Mandant in zehn Minuten frei sein wird,“ sagte der Anwalt, der kurz nach Fräulein Kersts Weggang das Zimmer betreten hatte. „Wenn Sie ihm gratulieren wollen, bin ich gern bereit, Sie zu führen.“

„Mein lieber Herr Rechtsanwalt,“ antwortete Kaden, der sich schon wieder ganz in der Gewalt hatte, „bei dem Gratulieren glaube ich, bin ich schon zuviel.“

„Ja so — dann, ja dann bitte ich sehr um Entschuldigung. — Wissen denn die Herrschaften den Weg?“

„Leider nicht oder Gott sei Dank nicht! Man weiß hier wirklich nicht, wie man sagen soll.“

„Also zum Hauptausgang hinaus, rechts die Straße entlang, bis zum ersten Eisentor in der Steinmauer. Da müssen Sie warten bis —.“

„Biesen Dank, Herr Rechtsanwalt.“

„Aber ich bitte! — Habe die Ehre, gnädige Frau! Wiedersehen, Herr Kaden.“

Am ersten Eisentor in der Steinmauer standen Frau Carla Kaden und ihr Schwager Harro.

Sie warteten. — Frau Carla mit klopfendem Herzen, einen Strauß roter Rosen im Arm — er in jener Stimmung, wie sie Menschen befeelt, die einen Lebenswunsch erfüllt sehen.

Da schlug im Hofe hinter der Mauer eine Tür zu und wenige Minuten später öffnete sich das Außentor.

Sohr trat auf die Straße.

Er sah die beiden stehen, die Frau mit den Rosen und Kaden barhäuptig und sah die Frau langsam auf sich zukommen: Wie das Glück, wie die Freude, wie ein süß-seliges Beibehen.

„Das Wunder! — Gott — dein Wunder,“ flüsterten die Lippen.

Da stand Frau Kaden ganz nahe vor ihm.

Wie vor Stunden wieder ruheten ihre Augen ineinander, hielten sich ihre Blicke fest, bis sich ihre Häupter senkten zu stillem Grätzen.

Wortlos, mit zitternden Händen, reichte sie ihm die Rosen hin und ebenso nahm sie Sohr in Empfang. Dann erariff sie seine Rechte und hob ihm den Ring auf den Finger.

Die schönsten Mäntel zu billigsten Preisen bei KRÜGER & WOLFF, Pforzheim

Der Mann im Ru'omantel.

Amerikanischer Detektivroman von Carolyn Wells.

„Das weiß ich. Aber das ist nun einmal von jeher das Vorrecht des schönen Geschlechts gewesen, und wir können nicht verlangen, daß Philipp dem allgemeinen Schicksal entgeht, Fräulein Maxwell,“ fuhr ich lächelnd fort. „Schließlich wird er das kleine, wankelmütige Herz schon erobern und wie im Märchen glücklich bis an sein Lebensende werden.“

„Haben Sie Dank, Peter! Sie haben mich ordentlich ein bißchen getröstet, und ich werde besser schlafen, wenn ich an Ihre frischen, zuverlässigen Worte denke. Gute Nacht!“

Als ich mich umdrehte, um nach der Treppe zu gehen, hörte ich im Bibliothekszimmer sprechen und erkannte Philipps und Mildreds Stimme. Ohne es zu wollen, hörte ich ihn sagen:

„Treibe heute nicht dein Spiel mit mir, Mildred. Ich bin in einer verzweifelten Stimmung.“

Der Ton, in welchem er das ausrief, war so merkwürdig, daß mir ganz kalt ums Herz wurde. Ich eilte rasch die Treppe hinunter, um nicht noch mehr von einem Gespräch zu hören, das nicht für meine Ohren bestimmt war.

Unten standen im Salon und Musikzimmer lauter frohsinnige, lachende Gruppen umher, aber ich war so wenig zu heiterer Gesellschaft geneigt, daß ich in der Halle hin und her wanderte und schließlich in die offene Studierzimmertür des Hausherrn hineinblickte.

Ich wußte, daß Herr Maxwell abends die Zeitungen zu lesen pflegte, und es nicht gern hatte, wenn man ihn dabei störte. Deshalb wollte ich mich leise zurückziehen, als ich ihn beglücklich in das Lesen des Börzenberichts vertieft vorfand.

Er hatte mich indessen gesehen und legte die Zeitung aus der Hand, indem er mir freundlich zurief:

„Kommen Sie nur ruhig herein, mein lieber Junge. Sie können eine Pfeife mit mir rauchen, wenn Sie Ihre jungen und ein wenig lärmenden Altersgenossen satt haben.“

„Nein, danke, jetzt noch nicht, Herr Maxwell,“ erwiderte ich, ins Zimmer tretend. „Aber nachher, wenn Sie mit Ihrer Zeitung fertig sind, werde ich wiederkommen. Ich möchte Sie sprechen.“

„Wegen Philipps?“ fragte er mit besorgter Miene.

„Ja“, nickte ich. „Aber machen Sie sich feinewegen keine zu großen Sorgen. Ich glaube, es wird noch alles gut werden. Er und Fräulein Leslie sind eben jetzt oben im Bibliothekszimmer und werden sich hoffentlich endlich verständigen.“

„Das ist schön, Peter, das ist sehr schön“, erwiderte der alte Herr in seiner freundlichen, sympathischen Art. „Wir wollen wir das Beste hoffen. Dann wird schon alles gut werden.“

„Das glaube ich auch“, stimmte ich ihm herzlich bei.

„Aber wie ist es denn mit dem betitelten Briten?“ fragte er plötzlich, wobei er mich forschend anblickte.

„O, wie man mir sagt, spielt der gar keine Rolle in der Sache“, antwortete ich leichtsin.“

„Das mag sein — das mag sein“, sagte Herr Maxwell, aber das klang so tonlos, daß ich annahm, er hätte mich nicht verstanden, und ruhig das Zimmer verließ, um mich durch die Billardstube nach dem Salon zu begeben.

Als ich das Billardzimmer betrat, fand ich dort Gilbert Crane vor. Er saß in einer Ecke und hielt das Gesicht in beiden Händen vergaben, und als er jetzt in die Höhe fuhr, sah ich, daß aus seinen Zügen eine trostlose Verzweiflung sprach.

Es schoß mir durch den Kopf, daß er unser Gespräch vielleicht mit angehört habe, da man mit Herrn Maxwell wegen seiner Schwerhörigkeit ziemlich laut sprechen mußte. Da er aber nichts sagte, setzte ich meinen Weg fort und kehrte ins Musikzimmer zurück.

Hier fand ich bald eine Partnerin und begann wieder eifrig zu tanzen. Die Zeit verging dabei rasch, und es war bereits bedeutend später, als ich der hübschen kleinen Frau Whiting begegnete und sie zum Tanzen aufforderte. Sie war gleich dazu bereit, und wir wirbelten miteinander von dannen. Zufällig kamen wir gerade an der Tür zur Halle vorüber, als Gilbert Crane auf der Schwelle erschien. Sein Gesicht war schredensbleich, als er laut in den Saal hineinrief:

„Dr. Sheldon, Philipp und Mildred haben sich gegenseitig erschossen! Kommen Sie mit nach oben! Rasch!“

Obwohl Dr. Sheldon der Aufforderung sehr rasch nachkam, war ich doch noch schneller. Stürzte in rasendem Laufe die Treppe hinauf und erreichte das Bibliothekszimmer, gefolgt von Edith und Tom Whiting, als erster.

Beim ersten Blick sah ich Philipp lang ausgestreckt und dem Anscheine nach tot auf dem Boden liegen, während Mildred in geringer Entfernung von ihm in sich zusammengebrochen war.

Ich rührte sie beide nicht an, bemerkte aber, daß Mildred mit der rechten Hand einen Revolver umflammert hielt.

Im nächsten Augenblick kamen Dr. Sheldon und mehrere andere hereingestürzt. Ich hatte erwartet, daß die ganze Gesellschaft herauskommen würde, aber, wie ich später erfuhr, hatte Lord Clarendon die Geistesgegenwart besessen, darauf zu bestehen, daß die meisten Gäste unten bleiben müßten, bis man Näheres über das Unglück erfahren habe.

(Fortsetzung folgt.)

Sehr sah nieder auf den schmalen Goldreif mit dem roten Stein.

„Margreth's Ring! — An meiner Hand?“
„Sie gab ihn mir — — für dich zu liebem Gedenken und hat: Du möchtest ihn tragen — neben dem meinen.“
Sohrs Stimme klang wie Jubel und Weinen, als er sagte:
„So — gib mir — den deinen — Carla.“

— Ende. —

Gefetze des Lebens

Zum Landesbuchttag

Wir dürfen nicht der Reue ausweichen. Sie ist ein Fluß, der unseren Pfad unterbricht. Aber am andern Ufer führt der Weg weiter. Also hinein in die Flut! Nur daß wir nicht Stromabwärts treiben, sondern hinüberkommen! Wer der Reue ausweicht und wer in ihr stecken bleibt, der hält seine Seele auf. Wer aber durch sie hindurchgeht, der erfüllt das Gesetz des Lebens. Chr. Geper.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
bei Gott ist viel mehr Gnade;
sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
wie groß auch sei der Schade.
Luther.

Freudige Buße

Zum Landesbuchttag

Einer unserer bedeutendsten Bibelforscher, Adolf Schlatter, hat zum Landesbuchttag die Losung geprägt: „Freudige Buße!“. Ein Wort, das für viele christliche Fromme nicht weniger überraschend klingt als für den Christentum Entfremdete. Gewiß, wenn Buße weiter nichts ist als das Blättern in den dunkeln Seiten des eigenen Lebensbuchs oder als ein Klagen über den alles vergiftenden Pesthauch einer vermodernden Welt, dann ist sie ebenso unerfreulich wie unfruchtbar. Aber wahre Buße ist wie ein reinigendes Bad für den bestaubten und beschmutzten Körper, wie eine erfolgreiche Kur für den Leidenden, wie das Finden des rechten Wegs für den Verirrten, wie die Heimkehr für ein Kind, das in der Fremde das Elternhaus hat schämen lernen. Gewiß, die Kur verursacht Kosten, die Operation Schmerzen, die Umkehr Ueberlegung, die Wanderung Mühe und die falsche Scham muß wie die Wasserseife überwunden werden, aber um so größer ist die Freude, ans Ziel zu kommen. So ist es gewiß auch kein Kinderspiel, mit sich selber abzurechnen, sich zu stellen unter das bittere Wort vom „Fluch der bösen Tat“, die „fortzuehenden Böses muß gebären“, sich zu entschließen zur großen Umwertung aller Werte und zum Bruch mit verhängnisvollen Gewohnheiten und Verbindungen zum Geborjam gegen die Wahrheit. Aber das Leben soll ja auch nicht immerfort ein Kinderspiel sein, und das Große, Verheißungspolle an der christlichen Buße ist, daß sie den Menschen nicht mit sich selber allein beschäftigt, sondern ihn mit vielen andern Wahrheitsuchern heimführt zu dem, der ihn geschaffen hat, der ihn von Grund aus kennt und von Grund aus erneuert. Heimkehr ins Vaterhaus und zu den Brüdern — das ist freudige Buße, eine Freude, die unserm ganzen Volk widerfahren soll. S. Pf.

Politische Rundschau

Wieder ein Spiel in Genf. Fast hätten wir „Lustspiel“ geschrieben. Nämlich die Zusammenkunft des Sicherheitskomitees, das seit Montag tagt. 22 Staaten sind dort vertreten, Deutschlands Vorkonferenz wird von Staatssekretär z. D. von Simson geführt. Das Komitee soll die Vorschläge für die im März zusammentretende „Ausrüstungskonferenz“ ausarbeiten. Als Grundlagen für seine Verhandlungen dienen die vier Gutachten, die vor etwa vier Wochen dem Prager Dreier-Ausschuß zugegangen sind, darunter die deutsche Denkschrift.

In dieser heißt es u. a.: „Der Krieg läßt sich nicht dadurch verhindern, daß man den Krieg gegen den Krieg vorbereitet, sondern nur dadurch, daß man seine Ursachen beseitigt. Das ist aber nach Auffassung der deutschen Regierung nur möglich, wenn eine dauerhafte Friedensordnung geschaffen wird, welche die Beseitigung aller den Weltfrieden gefährdenden internationalen Verhältnisse gewährleistet.“

Also — und das ist, was unser Vertreter von Simson erneut erklärte — nicht durch das alte Bündnisystem, wie es Frankreich seit Jahr und Tag in seinen Militärkonventionen mit Belgien, Polen, Jugoslawien u. a. wieder in Schwung bringt, sondern durch Siedesgerichtigkeit und Vergleichsverträge, also durch Abmachungen, in denen Staaten nicht nur in rechtlichen Meinungsverschiedenheiten sich einem zwischenstaatlichen Schiedsspruch, etwa dem des „Ständigen Internationalen Gerichtshofs“ im Haag, sondern auch in politischen Streitigkeiten den Vergleichsvorschlägen einer ständigen Kommission vertragsmäßig sich unterwerfen. Solche Verträge hat Deutschland bis jetzt mit 12 Staaten abgeschlossen. Frankreich freilich ist nicht dafür zu haben. Sein Vertreter ist Paul Boncour, der Schöpfer des „Volks in Waffen“, nebst Poincaré heute wohl der einflussreichste Politiker in Paris, übrigens ein Sozialist. Für die französische Politik ist die „Erhaltung des Friedens“ daselbst wie die Erhaltung des im Verfallenen Vertrag festgelegten Staatenbestands und damit die dauernde Sicherung der französischen Vormachtstellung auf dem europäischen Festland. Wer dagegen ist, der ist nach französischer Auffassung ein Sünder, den der Völkerverbund schleunigst unschädlich zu machen habe.

Doch zu etwas anderem! Nämlich zu Aman Ullah, König von Afghanistan, der am 22. Februar seinen Einzug in Berlin hielt. Man könnte fragen: Was geht uns dieser asiatische Staat mit seinen 6—10 Millionen Einwohnern an, ein Land, dessen Industrie noch in den Windeln liegt? Aber gerade das ist es, was für Deutschland von Interesse ist. Erklärte doch jüngst der afghanische Gesandte in Berlin, daß sein Vaterland mit den deutschen Gelehrten, Ärzten und Technikern ausgezeichnete Erfahrungen gemacht habe und daß der König neue Beziehungen in dieser Hinsicht einzugehen beabsichtige. Aman Ullah soll übrigens einer der tüchtigsten asiatischen Fürsten der Gegenwart sein, der in den 9 Jahren seiner Regierung große Reformen im Steuer-, Schul- und Wirtschaftsleben eingeleitet hat. Und so dürfen wir hoffen, daß mit seinem Besuch in Deutschland auch etwas für den deutschen Außenhandel abfallen wird.

Unser „guter und getreuer“ (?) Nachbar Litauen feierte vorige Woche sein zehnjähriges Jubiläum, d. h. es sind jetzt genau 10 Jahre, daß der damalige Staatspräsident

Wollwaren — Trikotagen

Wäsche, Herrenmoden, Strumpfwaren, Garne

Jernss Pforzheim
Westliche 16
Filiaten:
Ebersteinstraße 13
und Oestliche 33

Smetona, der jetzt wieder dieselbe Würde begleitet, Litauens Unabhängigkeit erklärt hatte. Dieselbe verdankt der junge Staat deutschen Truppen. Seit 1392 war das Land bald den Polen, bald den Russen unterworfen. Deutschland hat das heute unabhängige Litauen aus der Taufe gehoben. Es war uns auch anfänglich dankbar und hat in der ersten Aufwallung besserer Gefühle unter Erzbischofs Einfluß sogar einen württembergischen Herzog zum König gewählt. Aber die Herrschaft dauerte nicht lange. Wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen, so lehrte auch das „dankbare“ Litauen bei unserem Niederbruch seinem Wohltäter den Rücken, wurde zusehends unfreundlicher, riß durch einen Gewaltstreich das Memelland an sich und hat seither unsere wackeren Landsleute dort fortgesetzt gequält. Also wieder einmal: „Undank ist der Welt Lohn“. In der zwischenstaatlichen Politik gibt's überhaupt keine Dankbarkeit. Vielleicht jessert sich Komros Ministerpräsident Woldekaras. Hat er doch bei seinem letzten Besuch in Berlin auf neue Außenminister Dr. Stresemann alles Gute und Schöne in der Behandlung der Memelländer ausgesprochen. Zum zweitenmal. Hoffen wir das Beste! Namentlich auch, daß die augenblicklich schwebenden deutsch-litauischen Handelsvertragsverhandlungen zu einem auch für Ostpreußen erträglichen Abschluß kommen. Denn Litauen mit seinen 76 v. H. Bauern ist ein wirtschaftlich nicht zu unterschätzender Konkurrent und außerdem auch die Brücke zwischen Deutschland und dem großen Rußland.

Der Reichstag hat sich über die Faschingszeit vertagt. Am 27. Februar tritt er wieder zusammen, um mit mehr oder weniger Vergnügen seine Arbeit wieder zu beginnen und das sog. „Notarbeitsprogramm“ aufzuschaffen, bis ihm am 31. März sein letztes Stündlein schlagen wird. Zu diesem Programm gehört als Nr. 1 das sog. Liquidationsgesetz oder, wie es eigentlich heißt, das Kriegsschädenschlußgesetz, eine Sache, die unserm Hindenburg ganz besonders ans Herz gewachsen ist. Handelt es sich doch um eine — allerdings verhältnismäßig kleine (ein Fünftel) — Entschädigung der gemaltigen Verluste, die die Pioniere des deutschen Handels und der deutschen Industrie durch ihre Ausweisung im Ausland erlitten haben. Sie sind es wahrhaftig wert, daß man ihnen beim Wiederaufbau ihrer mit saurem Fleiß geschaffenen Werte hilft. Freilich kostet das wieder dem Reich Geld, namentlich auch, weil nach den Verbesserungsvorschlägen des Reichswirtschaftsrats und des Reichstagsausschusses die kleineren Geschädigten voll entschädigt und die in der Inflation Entschädigung eine Nachentschädigung erhalten sollen. Aber der Reichsfinanzminister hofft, daß er aus den höheren Zolleingängen sich die Mittel hierfür ersparen könne. Jedenfalls handelt es sich hier um eine deutsche Ehrenschuld, auf deren Abtragung die Geschädigten nun bald 9 Jahre warten. W. H.

Eine große Sorge ist vor uns allen dadurch genommen, daß der Lohnkampf in der mitteldeutschen Metallindustrie, der die ganze einschlägige Industrie Deutschlands mit ihren 800 000 Arbeitern zu ergreifen drohte, durch die Verbindlichkeitserklärung für die Schiedssprüche zum Ende gebracht worden ist. Danach werden die Arbeitslöhne nunmehr um 5 Pfg. für die Stunde erhöht. Das entscheidende Urteil des Reichsarbeitsministers ist von beiden Seiten angenommen worden. Und das ist gut so. Deutschland braucht bei seiner Wiederaufbauarbeit Frieden, nicht bloß außenpolitisch und innenpolitisch, sondern erst recht den wirtschaftlichen Arbeitsfrieden. W. H.

Bermischtes

Ein asiatischer Gast. König Aman Ullah, der tatkräftige und erfolgreiche Herrscher von Afghanistan, ist in Deutschland mit Recht mit außerordentlichen Ehrungen als Gast begrüßt worden. Sein Besuch ruft die Erinnerung an einen andern asiatischen Fürsten wach, der freilich europäischer Gestalt weit ferner stand, als der jetzige Gast. Es war Nassr-Ed-Din, der Schah von Persien, der im Jahr 1873 als erster Herrscher Afghans eine friedliche Reise nach Europa unternahm. Obwohl zweieinhalb Jahrzehnte nach die Geschichte Persiens herabsehen, waren bei Nassr-Ed-Din, dem „König der Könige“, dem „Beherrscher der Sonne“, wie sein Titel in Persien hieß, nur geringe Kultur zu entdecken. In Berlin hatte Nassr-Ed-Din als Gast des alten Kaiser Wilhelms im Schloß gewohnt. Die Gastzimmer wurden von ihm in einem schauerhaften Zustand zurückgelassen. Im Wohnzimmer des „Beherrschers der Sonne“ wurden Hammel geschlachtet und gleich zubereitet, deren Fleisch Nassr-Ed-Din halb roh verzehrte. Die Tapeten waren mit Blut bespritzt, die Teppiche fürchterlich zugerichtet. Wenn 1873 die Wasserlosets auch in Deutschland noch nicht durchweg in Gebrauch waren, so erschien es doch keineswegs üblich, die Wohnzimmer dafür zu benutzen, wie es der „König der Könige“ im Berliner Schloß tat. Von Berlin kam der Schah auf 5 Tage nach Wiesbaden, wo ihm das Schloß zum Aufenthalt überlassen wurde. Er speiste allein auf seinem Zimmer. Dabei saß er auf einem Teppich am Boden und aß mit den Fingern. Den Gebrauch von Messer und Gabel konnte er nicht. Rohe Gurken, Zwiebeln und sonstige Gewürzpflanzen, sowie ein frisch geschlachtetes, halb roh gebratenes Stück Hammelfleisch waren seine Leibspeise. Dabei warf er die abgenagten Knochen einfach in die Salons, räumte auf, was ihm im Wege stand, indem er es beiseite schleuderte. Spucknapfe, Serviette und Taschentücher hielt er nicht für nötig. Während der Mahlzeiten des Schahs war selbst seiner persönlichen Bedienung der Eintritt in seine Gemächer nicht gestattet. Den Anlauf von Brillanten, seine größte Liebhaberei, betrieb er auch in Wiesbaden. Noch am Abend vor seiner Abreise kaufte er in zwei Wiesbadener Juwelieregeschäften für 54 000 nassauische Gulden Juwelen. Die Schloßbediensteten wurden vom Schah reich mit Uhren, Gold und perlschen Schals beschenkt. Unter dieser Dienerschaft befand sich auch der kaiserliche Kellermeister Grund, der vom Berliner Hof aus zum Dienst bei Nassr-Ed-Din befohlen war. Sowie sich Grund blicken ließ, umringten ihn die Perser mit dem schnell erlernten Ruf: „Schluck! Schluck!“ Grund mußte dann Cognat und Rum spendieren. Aus Rheinwein machten sich die Perser nicht viel. Eines Tags war das Tintenfaß, das der Kellermeister zu seinen Eintragungen in die Kellerbücher benutzte, zerbrochen worden, und man hatte in der Elbe Tinte in ein Weinalas ergossen. Kaum hatte Grund den Rücken

gekehrt, so leerte ein Sproßling des Saffanidenlands das Glas — mit Tinte, die er für Rum gehalten, auf einen Zug. Der edle Perser spielte fürchterlich danach aus.

Im Alter von 125 Jahren gestorben ist in Dydiow, Kreis Lisko (Galizien), der Bürger Feld. Er hinterläßt eine Witwe, die 119 Jahre zählt und mit der er rund 100 Jahre lebte. Von seinen noch lebenden Kindern ist das älteste eine Tochter von 80 Jahren.

Sonderbarer Selbstmord. Auf einem Berliner Bahnhof erhängte sich ein alter Mann. In seinen Taschen fand man 2400 Mark in Scheinen und 200 Mark in alten goldenen Zehnmarkstücken.

Anwetter. Ein heftiger Sturm riß in Öggingen bei Augsburg ein 40 Zentner schweres Stück am Dach der Turnhalle weg. Das Dach brach zusammen und begrub eine Anzahl Schülerinnen unter sich, von denen mehrere schwer verletzt wurden.

Die Gebirgsflüsse Lech, Wertach, Iller usw. führen Hochwasser. Das Allgäu von Oberstdorf bis Kempten gleicht einem See. In den Hochalpen hat starker Schneefall eingesetzt.

Die Elbe hat in Sachsen erhebliche Ueberschwemmungen verursacht.

Gerettete Schiffsmannschaft. Die Besatzung des bei Ymaiden gestrandeten englischen Dampfers „Shonga“, 41 Mann, konnte gerettet werden.

„Rattenkönig“. Das oft gebrauchte Wort „Rattenkönig“ für „große Zahl“, „Menge“ usw. leitet sich daher, daß man bisweilen eine Anzahl Ratten, bis gegen 30, mit den Schwänzen so verwachsen oder verflochten findet, daß sie sich nicht wieder befreien können. Solche unfreiwillige Vereinigungen und Verzerrungen, die wiederholt beobachtet worden sind, nennt man „Rattenkönige“. — In Sowjetrußland gebraucht man jetzt dafür das Wort Rattenschwanz, das auch in deutschen Zeitungen auftaucht, wenn ein Bild für eine völlig verwickelte Sache gebraucht wird. Aber es eignet sich nicht dazu, denn ein Rattenschwanz ist eine schöne Glatze.

Schlagerfing. Den Bewohnern des schweizerischen Kantons Thurgau (am Bodensee) sagt man allerhand nach, u. a. sie seien Langfinger usw. Daß sie aber um Antworten nicht verlegen sind, beweist folgende wahre Begebenheit. Eine Thurgauer Kompanie marschiert zu einer Uebung und der Hauptmann, der aus gewissen Gründen nur ungern von seinem Schlachtroß Gebrauch macht, marschiert neben dem baumlangen Fingerring. Der Soldat will sich eine Pfeife anstecken, sucht in allen Taschen nach Streichhölzern und wendet sich endlich an den Kompaniegehaltigen: „Hauptmann, gi mer Für!“ — Der Hauptmann gibt ihm „s Für“, bemerkt aber tadelnd: „Wenn mir bi di Prüße (Preußen) wäre, dürftst mid Du zu Dim Houptmann sägel!“ — Worauf der wackere Krieger, über das brennende Fündholz vor seiner Nase vorsichtig hinwegschielend, sachlich entgegnet: „Wenn mir bi di Prüße wäre, wärscht De ou nid Houptmann!“

Kriegsbeschädigte, -Witwen und -Waisen gibt es? Der Haushalt für Versorgung und Ruhegehälter für das Rechnungsjahr 1928 enthält eine eindrucksvolle Nachweisung über die Zahl der Militärentenempfänger. An Kriegsbeschädigten und Altersrentnern kommen 795 000 Personen in Frage. Darunter sind in ihrer Erwerbsfähigkeit gemindert: um 30 Prozent 300 000, um 40 Prozent 120 750, um 50 Prozent 132 750, um 60 Prozent 67 500, um 70 Prozent 50 250, um 80 Prozent 27 750, um 90 Prozent 52 500 und um mehr als 90 Prozent 39 750. Dazu kommen noch weitere 45 000 Kapitulanten ohne Dienstbeschädigung. Unter diesen Kriegsbeschädigten und Altersrentnern beziehen 630 000 die einfache Ausgleichszulage, 9800 die einfache Pflegezulage, 1890 die erhöhte und 3400 die höchste Pflegezulage. Weiter befinden sich darunter 1900 Kriegsblinde, die einen Führer haben. Insgesamt erfordern die Kriegsbeschädigten und Altersrentner einen Geldbetrag von 333,5 Millionen Mt., dazu kommen noch 300 000 Mark an Renten für die Angehörigen der neuen Wehrmacht. Von den Witwen beziehen Militärenten insgesamt 375 000 Frauen, darunter 23 000 40 Prozent der Vollrente, 222 000 50 Prozent der Vollrente, 115 000 60 Prozent der Vollrente und 15 000 Witwenbeihilfe. 5000 Witwen werden voraussichtlich infolge der Wiederverheiratung im Jahr 1928 eine einmalige Abfindung beziehen. An Waisen werden ausgezahlt insgesamt 780 000 und zwar 720 000 Halbwaisen, 50 000 Vollwaisen und 10 000 Waisen, die die Waisenbeihilfe erhalten. An Eltern beziehen Renten insgesamt 232 000 und zwar 150 000 Elternbeihilfe, 65 000 Elternpaare und 17 000, die die Elternbeihilfen beziehen. Der notwendige Geldbetrag beträgt 394 Millionen Mark für die Witwen, Waisen und Eltern. Etwa 800 ehemalige Reichswehrangehörige, die zu versorgen sind, sind in dieser Zahl der Versorgungsberechtigten nicht enthalten. Zur Gewährung von Beihilfen an hilfsbedürftige Kriegsteilnehmer aus dem Krieg 1870/71 und aus früheren Feldzügen, sowie des Gnadenvierteljahres an die Witwen verstorbenen Beihilfempfangler sind im neuen Haushalt 20 Millionen Mark in Vorkurs gebracht worden. Es handelt sich um rund 60 000 Einzelempfänger.

Männlichkeit

Ritterlichkeit ist der heutigen Jungmännerwelt selber keine Selbstverständlichkeit mehr. Wohl weiß sie sich äußerlich oft gewandt und scheinbar gut zu benehmen. Aber es sind leere Formen ohne die schützende und stützende Befinnung, wie sie wahre Ritterlichkeit kennzeichnet. Und doch wäre unerer Zeit eine gefestigte, hilfsbereite Männlichkeit so nötig. Ritterlichkeit und wahre Männlichkeit sind eins. Ein Mann aber möchte heute schon jeder unausgewasene Bürsche sein, nur weiß er selten, was Mannsein heißt. Von den Eltern aber wissen's viele, und ihre Aufgabe liegt darin, recht früh schon dem Knaben Ritterlichkeit ins Herz zu legen, damit sie ihn befähigt, das weibliche Geschlecht nicht nur zu schützen, sondern ihm auch zu helfen, stark zu werden gegen seine eigene Schwäche. Dann wird er selbst, von ernstem Willen gebändig, sich zu beherrschen, auch wo er in Versuchung gerät, eine charakterlose Gelegenheitsmocherei gefestigt von sich abweisen können. Martin Hennig, Wicherns Nachfolger am Rauhen Haus, hatte als Erzieher einen sehr gütigen Vater. Nur einmal hat er ihm einen unvergeßlichen Denktzettel in Form einer schallenden Ohrfeige gegeben, als Hennig seine Schwester, hinter der Kellertüre stehend, erschreckte. „Werk dir das,“ sagte der Vater dazu sehr ernst, „gegen Mädchen ist man immer ritterlich.“ Und diese Befinnung, die ihm der Vater damit zur Pflicht machte, hat ihm eine fast ehrentreue Achtung vor dem weiblichen Geschlecht erhalten. Er dachte zu hoch von ihm, als daß er je mit einem Mädchen hätte spielen können.